

Hanoi baut ein Imperium auf: Minderheiten, die dem Herrschaftsanspruch im Wege stehen, werden von den Vietnamesen ausgeplündert und vertrieben. Im

größten Exodus seit 1945 kommen Tausende um, während die Regierungen der Nachbarstaaten zuschauen. Andreas Kohlschütter interviewt Poul Hartling, UN-Hochkommissar für Flüchtlingsfragen in Genf, und Rudi Herrmann besucht eine vietnamesische Familie in Deutschland (Seite 10): Sie haben eine Zuflucht, doch keine Heimat

Stadt auf nur einem Quadratkilometer. Asiens Flüchtlingselend, Hunger und Sterblichkeit sind mit dem Namen Pulau Bidong geographisch faßbar geworden. Offiziell ist hier am 11. Juni das letzte Flüchtlingsboot gelandet — aber immer noch suchen Vietnamesen über das Meer den Weg zur Insel: Sie hoffen, hier die einst von „Onkel Ho“ versprochene Freiheit zu finden. Doch die muß anders aussehen als Pulau Bidong.

☆

Pulau Bidong — *annus mundi* im Jahrhundert der Flüchtlinge. Hier sind Zehntausende von ihnen zusammengepackt wie in einem Konzentrationslager: Ethische und politische Flüchtlinge und Vertriebene, deren Lebenskatastrophe auf der Insel in eine neue Phase tritt.

Unter dem Banner der nationalen Freiheit waren die Kommunisten Vietnams vor drei Jahrzehnten gegen ihre Kolonialherren angetreten. Heute freilich unterscheiden sich die Machthaber in Hanoi in nichts von den imperialistischen Zynikern, die ihre Propagandamaschinerie in den sechziger und siebziger Jahren als Feindbild zu zeichnen pflegte.

Eine Bilanz des vietnamesischen „Befreiungskampfes“ hat der UN-Hochkommissar für Flüchtlingsfragen, Poul Hartling (siehe ZETT-Interview Seite 12, gezogen: „Von den 550 000 registrierten Flüchtlingen, die seit Mitte 1975 aus Indochina in die nicht-kommunistischen Nachbarländer einströmten, sind nur 15 000 in Hongkong und 2000 muslimische Kambodschaner in Malaysia fest angesiedelt worden. 200 000 haben

wir vor allem nach Amerika, Frankreich, Australien, Kanada sowie in andere westliche Staaten überführt. Über 300 000 leben gegenwärtig in UN-Camps, in Thailand, Malaysia und Hongkong, in Singapur, Indonesien und auf den Philippinen.“ Diese ASEAN-Staaten fühlen sich überfordert. Selbst den Versprechungen und Bitten von US-Außenminister Vance und dem Vorsitzenden des EG-Ministerrates, Irlands Außenminister O’Kennedy, die letzte Woche gen Südostasien eilten, schenken sie weder Gehör noch Glauben. Sie wollen die Asylanten nur wieder loswerden. „Die ASEAN-Länder“, sagt Manilas Außenminister Romolu, „können sich nicht länger leisten, menschlich zu sein.“

Am vorigen Sonntag hat der Generalsekretär der Vereinten Nationen, Waldheim, 60 Länder aufgefordert, an einer Flüchtlingskonferenz teilzunehmen, die am 20. und 21. Juli in Genf die „Krise in Südostasien“ erörtern soll: Zu den eingeladenen Ländern gehören China und Vietnam. Ob sie kommen werden, steht dahin.

Während Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher soeben in Bangkok einen 2-Millionen-Mark-Scheck in die UN-Flüchtlingskasse legte (gerade genug, um ein provisorisches Abwassersystem auf Pulau Bidong zu errichten), kündeten die Franzosen an, weitere 5000 Vietnamflüchtlinge aufzunehmen. Auf dem Weltwirtschaftsgipfel versprachen die USA, 14 000 Vietnamesen pro Monat einreisen zu lassen. Dieser Zahl würde ein deutsches Kontingent von

Bitte getrennt schneiden und zusammenheften

Stehplatz in der Hölle

Das Vietnam-Drama geht weiter —
Eine Woche auf der Insel Pulau Bidong

Von Josef Joffe

AM2

Von fern wirkt Pulau Bidong wie ein chinesischer Strohhut, der verloren im Wasser treibt.

Der feuchte Dunst der südchinesischen See verwandelt die Umriss der Insel zu einem blasen-, 250 Meter hohen, geometrisch-spitzen Kegel, der abweisend aus dem Wasser ragt.

Wo sollen hier Menschen wohnen?

Bis vor zehn Monaten setzte kaum jemand seinen Fuß auf das Eiland. Es gab eine Hütte, die malayischen Fischern Schutz vor dem Sturm bot und einen Ziehbrunnen, der Wasser für die Weiterfahrt lieferte. Dann wurde sie für 5000 *boat people* hergerichtet. Heute leben hier 40 000 Flüchtlinge aus Vietnam zwischen Steilhang und Meer: Kinder, Jugendliche, Eltern, Greise. Vietnam, 200 Meilen weit ins Meer verrückt. Eine

Quelle

Zeit

Datum

6. Juli 1979 28

insgesamt 62 000 Vietnam-Flüchtlingen entsprechen: Die Länderchefs verschanzen sich freilich hinter Asylrechts-Argumenten und Finanzklagen. Kein Geld für Flüchtlinge...

Und sogar die Japaner versicherten, sich mehr als bisher für die Vietnamesen einzusetzen. Das reichste Land in Fernost hat erst drei (!) vietnamesischen Vertriebenen eine neue Heimat angeboten. Jetzt sollen es 500 werden.

In der Zwischenzeit allerdings ertrinken weiterhin Tausende von ihnen jämmerlich im südchinesischen Meer. Im Juni soll die malaysische Marine — nach glaubwürdiger Auskunft von Beamten — 12 000 Flüchtlinge auf 60 Booten wieder von Malaysias Ostküste aufs offene Meer hinausgezogen haben: Gleichzeitig landeten 16 000 neue Flüchtlinge im Rücken der Soldaten.

Gemessen an ihrem ungewissen Los scheint das Schicksal der Menschen auf Pulau Bidong erträglich zu sein.

Doch der Eindruck täuscht.

☆

Pulau Bidong. Malaysische Polizeiboote umkreisen die Insel; Noch aus 500 Meter Entfernung spiegelt sie Südseeromantik vor. Unzählige, rundbedachte Stelzenhäuschen — ein cleverer Architekt des Club Mediterranée könnte sie an den grünen Hang geklebt haben. Dünne Rauchsäulen über den Feuerstellen lassen Picknickfreunden im Dschungel vermuten. Eine dicht gedrängte Menge halb nackter Menschen ruft Ferienspaß im überfüllten Strandbad in Erinnerung. Erst als wir Minuten später am Steg festmachen, ist er da — ein höllischer Geruch von Kot und Urin.

Der Fäkalien Gestank hängt unbeweglich über der Insel.

Kein Wind und kein Sturm kann die Ausdünstungen vertreiben. Auch der Regen schafft keine Erleichterung, im Gegenteil. Er löscht nur die Kohfeuer und ertränkt den Rauch.

Regen überflutet die improvisierten Abwasserkanäle, die schlammigen Rinnale, die sich an jedem Abfallhaufen stauen; und wenn der Rauch verschwunden ist, bleibt nur noch der Urindampf übrig — stechender als zuvor.

Auf der Insel Pulau Bidong gibt es lediglich eine offizielle Toilette für die 40 000 Menschen — das sind mehr als die Hälfte aller Vietnamflüchtlinge in Malaysia.

Die Latrine auf der halben Höhe des Hanges hat zwölf Sitze. Zwei Sechserreihen, Rücken an Rücken, links die Frauen, rechts die Männer. Die Trennwände reichen bis zur Gürtelhöhe. Vorn sind die Verschlüsse offen. Jedermann kann von weitem sehen, ob sich der Weg nach oben lohnt. Für die Notdurft bleibt der Wald, der Strand und das Wasser — dort wo sich Fliegen und Ratten bereits über die anderen Rückstände menschlicher Existenz hermachen.

Die UN-Flüchtlingsbehörde liefert blaue Plastikübel für den Unrat. Sie werden am Strand gesammelt, bis gelegentlich ein Boot vorbeikommt, um sie auf der Rückseite der Insel ins Meer zu leeren.

In diesem Pfuhl vegetiert seit sechs Monaten der 29jährige Vietnameser Tran Manh Khiem; einer jener *boat people*, die Malaysias Innenminister kühl „Treib- und Strandgut“ nennt, ange lockt von den „Schalmeienklängen der Menschen-

rechte“. Und die finden zur Zeit kein geeignetes Ohr in Kuala Lumpur.

Der junge Tran, der in jedem Land zur intellektuellen Elite gehören würde (nur nicht im neuen Vietnam) erzählt seine Geschichte, während wir Tee aus Blechbüchsen trinken.

„Ich gehörte zu den ‚best and brightest‘, den Besten und Klügsten, wie man in Amerika sagt. Ich habe an der Berkeley-Universität *cum laude* abgeschlossen und bin dann 1974 nach Vietnam zurückgefliegen. Damals war ich 24 Jahre alt und stieg schnell zum zweiten Mann in der Rechnungsabteilung von Shell/Vietnam auf. Im Mai 1975 wurde ich von den Vietcong gefeuert.“

Erst nach dem dritten Anlauf gelang Tran schließlich die Flucht. Für das Regime in Hanoi war das ein Geschäft: Trans Abschied kostete ihn rund 3000 US-Dollar in Gold. Eine Hälfte ging an die Behörden, die andere an den Bootverkäufer. Für Gold erstand Tran bei der Polizei chinesische Papiere und einen „echt chinesischen Namen“. Damit war er als Mitglied der verfolgten Minderheit „ausweisungswürdig“. Er fuhr mit 180 anderen „Chinesen“ aufs Meer. Unterwegs wurde das Boot der Flüchtlinge siebenmal von Thai-Piraten geentert. Sein Schicksal ist typisch:

„Man nahm uns alles, was wir an Gold und Wertsachen besaßen, sogar meine Brille. Auf der Suche nach versteckten Diamanten haben sie unsere Wasserbehälter geleert. Als wir nichts mehr besaßen, was sie rauben konnten, haben die Piraten unsere Frauen auf offenem Deck vergewaltigt. Eine der neun Frauen beging anschließend Selbstmord. Sie sprang über Bord. All' das hätte ich mir nie und nimmer träumen lassen — doch hätte ich's gewußt, ich wäre dennoch geflohen.“ Doch die Hoffnung, die bürgerlichen Rechte und Freiheiten in den anliegenden, nicht-kommunistischen Staaten zu finden, wird in Pulau Bidong und den anderen Flüchtlingslagern der Region auf eine harte Probe gestellt.

☆

Wovon lebt der Mensch?

Auf Pulau Bidong lebt er von den Rationen des malaysischen „Roten Halbmonds“, die vom UN-Flüchtlingskommissariat bezahlt werden.

Sie enthalten 300 Gramm Sardinen, 225 Gramm Hühnerklein und 280 Gramm Erbsen. Dazu kommen 680 Gramm Reis und zwei Beutel mit Nudeln. Das soll für drei Tage reichen.

„Niemand verhungert“, lautet der knappe Kommentar des Lagerführers, Pater Ngoc Trieu.

Alles andere liefert der Schwarzmarkt, neben dem Gesundheitsdienst die wichtigste Institution für das Überleben der Inselbewohner.

Wer Holz im — sich lictenden — Dschungel schlagen will, muß die Axt auf dem „Broadway“, der Hauptstraße von Pulau Bidong, kaufen. Die Preise sind in der letzten Zeit gefallen, denn den Flüchtlingen aus Vietnam gehen das Gold und auch die US-Dollar aus.

Auf dem „Broadway“ hocken die Händler — ausschließlich Vietnam-Chinesen — Schulter an Schulter vor ihren Auslagen. Wie in der alten Heimat, sind sie auch auf der Insel clevere Geschäftsleute.

Auf Pulau Bidong beziehen die Vertriebenen ihre Ware von chinesischen Mittelsmännern, die

958302

Quelle

Datum

sich selbst bei malaysischen Schmugglern eindecken. Nachts, wenn der einzige Stromgenerator abschaltet und wenn das Lager einschläft, fahren die Ringführer, wie in Vietnam straff in Geheimgesellschaften organisiert, aufs Meer hinaus, wo Fischerboote vor dem Festland ankern.

Die Preise in Pulau Bidong sind etwa doppelt

so hoch wie auf dem zehn Meilen entfernten Festland. Drei winzige Äpfel kosten einen malaysischen Dollar, das sind 90 Pfennig, und ein Apfelhändler wie der 40jährige Luu Han Chau verdient hier mit seinen Äpfeln 4,50 Mark am Tag.

Im „Café Wandersmann“ und im „Café Seeblick“ kostet die Dose Cola 1,80 Mark — Gold hingegen ist auf dem „Broadway“ zum Schleuderpreis zu haben. Trauringe liegen bei den Geldwechslern für nur 9 Mark aus.

Den größten Aufschlag bringen Briefmarken — sie kosten das Dreifache ihres Nennwertes.

Kaum hatte ich die malaysischen Polizeikontrollen am Anlegesteg passiert, wurde mir der erste Brief in die Hand gedrückt, ohne Marke — mit einem entschuldigenden Lächeln. Alle zehn Meter ein Brief — die meisten nach Amerika, nach Vietnam, nach Frankreich, Kanada und Australien und eine Handvoll nach Deutschland. Am Schluß waren es über 200, adressiert an Verwandte und Einwanderungsbehörden in aller Welt, geträumte Brücken zur Freiheit.



Und wieviel Erde braucht der Mensch?

In Pulau Bidong, wo 40 000 Menschen auf einem Quadratkilometer zusammengepfercht sind, bekommt er 27 Quadratmeter. Er bindet Äste

zusammen und behängt sie mit aufgeschnittenen Plastiksäcken, die einst Zucker enthielten. Wenn er Glück hat, ergattert er eine grüne oder blaue Kunststoffplane für das Dach.

Er baut sich einen Lattenrost aus Zweigen und teilt dieses Bett mit zwei, drei anderen. Ein Stein ist sein Herd, ein Loch hinter der Hütte ist sein Klo. Seine Kinder jagen die fettgewordenen Ratten mit angespitzten Stöcken durch den Jauchekanal.

Er ist nie allein. Hier gilt Sartres Wort: Die Hölle — das sind die anderen.

Das einzige reale Rettungsboot von Pulau Bidong liegt in der Lagune: Es ist das französische Hospitalschiff „Ile de Lumière“. Ein alter Kahn bringt uns an die Gangway. Der 9000-Tonnen-Prachter, gechartert vom französischen „Ein-Schiff-für-Vietnam-Komitee“, ankert zwischen treibenden Abfällen.

Wir helfen einer hochschwangeren Vietnamesin an Deck. Eine halbe Stunde später sehe ich sie wieder. Sie liegt narkotisiert auf einem Küchentisch des Schiffes, eine Plastikplane zwischen Körper und Bett — ihr dritter Kaiserschnitt. Eine Plane dient als Tür zum Operationsraum. Der Zugang ist erlaubt. „Wie können Sie hier sterile Bedingungen herstellen?“ frage ich. Die Antwort des Arztes — ein gequältes Lächeln.

„Wenn hier Europäer interniert wären“, glaubt

der französische Arzt Dr. Pierre de la Garde, „dann hätten wir schon längst 10 000 Tote.“

Und warum nicht unter den Vietnamesen?

„Asiaten leben unter härteren Umweltbedingungen. Vielleicht hat die Natur ihnen ein besseres Immunsystem geschenkt.“

Doch die sechs Ärzte von der „Ile de Lumière“, vier Franzosen, ein Schweizer, eine Afrikanerin, wollen sich nicht auf die Natur allein verlassen. Sie haben Massenimpfungen durchgeführt gegen Typhus, Parathyphus, Kinderlähmung, TBC, Tetanus, Diphtherie und gegen Keuchhusten. Indes, die Gesundheit der Flüchtlinge hängt von allzu vielen anderen Unwägbarkeiten ab — zum Beispiel von der Pünktlichkeit des UN-Trinkwasserbootes.

Das Trinkwasser der Insel kommt vom Festland, genau rationiert auf vier Liter pro Tag und Person. Manchmal allerdings bleibt das UN-Boot aus. Dann schnellen die Krankheitszahlen in die Höhe. Im Juni wurden 2000 Fälle von Durchfall registriert.

Wasser zum Waschen stammt aus einem sechs Meter tiefen Ziehbrunnen, den die Flüchtlinge selbst ausgehoben haben. Der Gemeinschaftsbrunnen liegt mitten auf der „Hauptstraße“. An dem zwei mal zwei Meter großen Geviert drängen sich stets Hunderte von Flüchtlingen mit Blechbüchsen und Plastikemern.

Wie gegen Diarrhoe, gibt es gegen Fehlernährung und *Marasmus* (geistig-körperlichen Kräfteverfall) keine ad-hoc-Therapie. Im Juni behandelten die Lagerärzte 880 solcher Fälle, fast ausschließlich bei kleineren Kindern. Die Schwächsten unter ihnen werden auf das Hospitalschiff verlegt. Es sind Kinder mit übergroßen Köpfen, mit aufgequollenen Bäuchen und hervorstechenden Knochen.

Neben den Unterernährten liegen die Opfer schwerer Verbrennungen. Sie verletzten sich vor explodierenden Kochfeuern und unter siedendem Wasser. Auch dort, wo zehn Menschen auf 20 Quadratmetern hausen, stürzen die kochenden Wassertöpfe noch auf jene, die dem Boden am nächsten sind — spielende Kinder und krabbelnde Säuglinge.

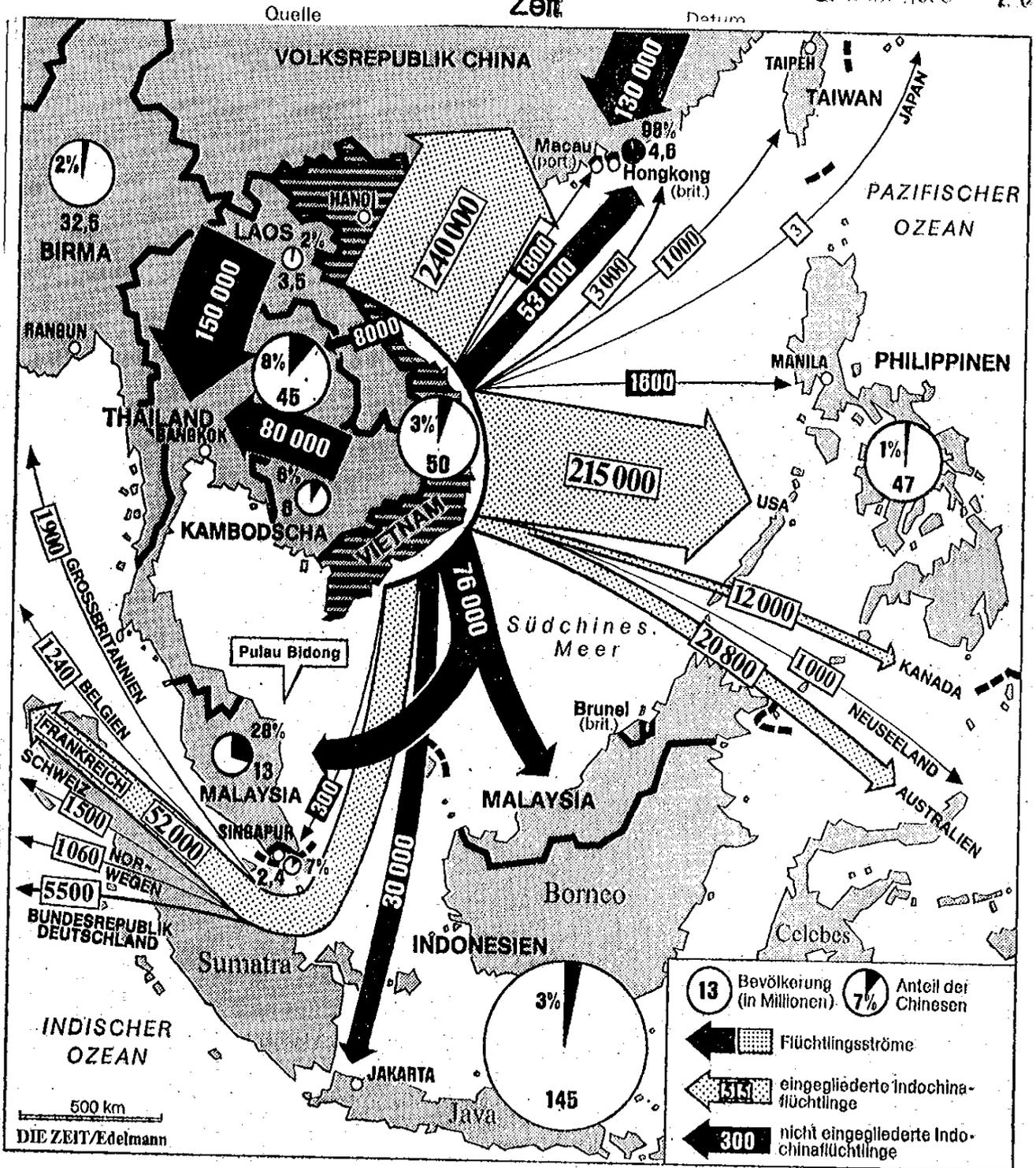
Die leichteren Fälle unter den Kranken und Verwundeten werden gleich auf der Insel versorgt von 80 vietnamesischen Ärzten, 40 Apothekern, 10 Zahnärzten und 30 Krankenschwestern — Flüchtlinge auch sie: Jede der sieben Lagerzonen verfügt über eine „Klinik“ — ein Bretterverschlag, mehr nicht.

Im letzten Monat wurden zum Beispiel insgesamt 5587 Grippefälle und fast 1000 Hautinfektionen behandelt: Krätze ist weit verbreitet.

Entbindungen finden — wie auf dem Hospitalschiff — auf einem Küchentisch statt. Am unteren Ende hat jemand einen Halbkreis herausgesägt, darunter steht ein blauer Plastikübel für das Fruchtwasser. Alle der bisher 360 Neugeborenen haben das überlebt.

Dr. Pham Giao, der Leiter der Gesundheitsabteilung, hat mir eine Liste mit dringendsten Erfordernissen in die Hand gedrückt, vor allem für die 17 000 Kinder der Insel.

958303



Indochinaflüchtlinge seit 1975

Ohne Aussicht auf feste Eingliederung leben zur Zeit 300 000 Indochina-Flüchtlinge in Lagern in Thailand, Malaysia, Hongkong und Indonesien. Die Bundesrepublik hat seit 1975 etwa 5500 Fernost-Flüchtlinge aufgenommen



Zur Zeit verfügt der Arzt nur noch über 100 Ampullen mit je einer Million Einheiten Penicillin. Das reicht für höchstens 100 Patienten. Er braucht dringend Antibiotika, Decken für die Mütter und Kinder und Vitamin C, Calcium und Eisen. Es fehlen Traubenzucker, proteinhaltige Nahrung und vor allem Milch.

Nicht minder gravierend sind die seelischen Probleme, die durch das enge Zusammenleben auf Pulau Bidong entstehen. Gefängnis

Soziologen kennen und fürchten die Gefahren: Überfüllung zerstört die unsichtbare Intimbarrriere des einzelnen, Aggressionen und Gefängnisaufstände sind die Folgen. Europäer oder Amerikaner wären hier längst aufeinander losgegangen.

In Pulau Bidong, dem einzigen Stehplatz-Gefängnis der Welt, entladen sich hingegen Angst und Angriffslust nur in periodischen Demonstrationen; ein Mitglied des Lagerausschusses: „Ich brauche bloß einen dummen Flüchtling und einen verschreckten malaysischen Polizisten, und die Explosion ist da.“

Vor drei Wochen war dieser Punkt fast erreicht. Am 16. Mai löste der stellvertretende Premierminister Malaysias, Mahathir bin Mohammed, einen Schock aus, als er die malaysische Version eines „Schießbefehls“ (*shoot on sight*) ausgab; Marineeinheiten des Landes würden sofort das Feuer auf vietnamesische Flüchtlingsboote in malaysischen Gewässern eröffnen, „und wenn sie ihre Boote versenken, werden sie nicht aufgefischt. Sie werden ertrinken“.

„War das die ‚Endlösung‘?“ fragt *Asia Week* auf seiner Titelseite. Zwei Tage später zieht Premierminister Hussein Onn den „Schießbefehl“ zurück. Keine Maschinengewehrsalven also — aber Malaysia werde in Zukunft die *boat people* mit allen Mitteln an ihrer Landung hindern. Man hätte keine andere Alternative, als die Flüchtlinge zurückzuschicken; „es sei denn, wir lassen sie in den Lagern vermodern“.

★

Daß Flüchtlinge in Südostasien zurückgewiesen werden, ist inzwischen traurige Tradition. Im überfüllten Hongkong schickten 1978 die englischen Behörden allein 44 000 Chinesen in die Volksrepublik zurück. Das vietnamesische Flüchtlingsboot „Himmelsglück“ lief vorige Woche auf Grund vor Hongkong — 2600 *boat people* retteten sich auf einen Fels, nachdem sie 142 Tage lang auf der Reede der Kronkolonie ausgeharrt hatten. Was mit ihnen geschieht, weiß keiner.

Ebenso unsicher ist die Zukunft von 158 000 Flüchtlingen in Thailand (unter ihnen 140 000 Laoten und Meos, 13 000 Kambodschaner und 5000 Vietnamesen). Von 70 000 Kambodscha-Flüchtlingen, die seit dem 7. Januar über Thailands Grenze strömen, sind 41 000 wieder in ihr Herkunftsland deportiert worden — doch immer mehr fliehen vor den vietnamesischen Truppen, vor ihren Schulungskadern, Ideologen und vor ihren Polizisten.

Seit der Eroberung von Saigon im April 1975 sind rund 150 000 *boat people* an den Küsten Malaysias, Indonesiens, Hongkongs und den Philippinen gelandet.

Wie viele aber sind unterwegs ertrunken?

Niemand wird es genau wissen, aber die Schätzungen schwanken, je nach Wetterlagen, zwischen 20 und 50 Prozent. Der UN-Flüchtlingskommissar in Kuala Lumpur, Rajagopalam Sampat Kumar, schätzt, daß sogar bis zu 70 Prozent mit ihren zerbrechlichen Schiffen und Booten untergegangen seien. Und der Flüchtlingsstrom schwillt weiter an.

Wer sind diese Menschen? Nach Darstellung des sowjetischen Sprechers bei den Gipfelgesprächen in Wien, Leonid Samjatin, gibt es in Wirklichkeit keine Flüchtlinge, sondern „nur Chinesen, die Vietnam und Kambodscha verlassen haben“. Einer dieser „Chinesen“ ist der vietnamesische Englischlehrer Hoang Manh Ninh, ein 34 Jahre alter Ex-Reserveoffizier in der süd-vietnamesischen Armee.

Zwei Monate nach dem Einmarsch der Sieger in Saigon verfrachtete ihn der Vietcong für drei Jahre in ein „Umerziehungslager“. Nach anderthalb Jahren hatte er „Glück“. Er wurde bei der Explosion einer Waffenkammer so schwer verletzt, daß er zuerst in ein Krankenhaus kam, ehe er in eine der sogenannten „Neuen Wirtschaftszonen“ abkommandiert wurde.

Diese neuen Agrargebiete sollen den neuen „Aufbau des Sozialismus“ in jenen Gebieten Südvietnams, die von amerikanischen Entlaubungsaktionen zerstört worden waren, vorantreiben. Hoang zeichnet allerdings ein anderes Bild: „Die Neuen Wirtschaftszonen sind natürliche Gefängnisse. Ein wahres Elend. Auf der einen Seite lag die kambodschanische Grenze, auf der anderen stand der Vietcong. Die Schlangen waren unsere besten Bewacher.“

Ein anderer Vietnameser, Ngo Van Loc, früher beim amerikanischen Entwicklungsdienst tätig, beschreibt den „Aufbau des Sozialismus“ so: „Wir sollten im Südwesten des Landes Ananas züchten. Man versprach uns Werkzeug und genügend Reis bis zur nächsten Ernte. Wir bekamen weder das eine noch das andere.“

Allein sein Rückfall in den gerade besiegten Kapitalismus bot Van Loc eine kleine Überlebenschance: Er bestach einen Beamten des Regimes, der ihn auf dem Schwarzen Markt mit Reis versorgte. Werkzeug zum Roden wurde auf dem gleichen Weg beschafft. Anfang 1974 gelang ihm die Flucht nach Saigon, wo er mit falschen Papieren untertauchte. Vor drei Monaten flüchtete er mit 200 anderen Vietnamesen übers Meer: Ihm blieben die Überfälle der Thaipiraten nicht erspart, und an Malaysias Küste angekommen, war er noch immer nicht frei — im Gegenteil. Er wird von den Behörden erst einmal als Chineser abgestempelt.

Denn für die muslimischen Malaysier, die mittlerweile 76 000 *boat people* in Lagern wie Pulau Bidong unter Verschluss halten, zählen in Flüchtlingsfragen weder Limentreue noch Intelligenz, sondern nur Rassen- und Religionszugehörigkeit. Sie haben stillschweigend 1400 Muslim-Khmer aus Kambodscha und 140 000 Muslim-Flüchtlinge aus dem philippinischen Mindanao im Lande angesiedelt. Doch die „Flut aus Vietnam“, so Kuala Lumpurs offiziöse *New Straits Time*, „ist zur Waffe geworden, wie eine Bomber-Armada, die den Gegner weichschlagen soll“.

958305

Quelle

Datum

Flüchtlinge — oder „illegale Einreisende“, wie sie in der offiziellen Sprachregelung heißen — als Bomben? Das Bild ist verrückt. Gemeint sind ja nicht etwa die 60 Vietnamesen auf Pulau Bidong, die Pater Le Ngoc Trieu selbst als „eingeschleuste kommunistische Agenten“ verdächtigt und diskret überwachen läßt.

Es geht vielmehr um die politischen „Zeitbomben“ — so Premier Hussein Onn —, die angeblich im Land selbst ticken, denn die Regierung sieht in den Vietnam-Chinesen (vor einem halben Jahr 80 Prozent, heute nur knapp die Hälfte aller *boat people*) den „Marsch der Mongolen“, die das delikate rassische Gleichgewicht des Landes zerstören können.

Rein statistisch scheint dieses Gleichgewicht eher stabil: Die offizielle Volkszählung von 1975 zählt 53 Prozent Malayen, 34 Prozent Chinesen und 12 Prozent Inder.

Die Malayen sind jedoch von der Furcht besessen, daß sie dereinst eine Minderheit im eigenen Land sein könnten.

Echte Rassenharmonie hat es in Malaysia nie gegeben. Wo die Malayen wirtschaftlich nicht mithalten konnten, haben sie wenigstens die politische Macht an sich gerissen.

Lim Kit Siang, Chef der oppositionellen demokratischen Aktionspartei, die hauptsächlich von Chinesen gewählt wird, drückt das Problem in seinem Parlamentsbüro ganz offen aus: „Die Regierung möchte einen Einwanderungsstrom abblocken, der ihre Machtbasis unterspülen könnte.“

Am einfachsten stellt sich das Problem für die Herren von Hanoi, die eigentlich Schuldigen in dieser asiatischen Flüchtlingstragödie. Tran Le Duc, der Botschaftssprecher der „Sozialistischen Republik Vietnam“ in Kuala Lumpur, zerdrückt eine Krokodilsträne, als er zugibt: „Wir sind nicht sehr glücklich über dieses Problem.“

Aber er kennt die Schuldigen. Es sind die „US-Imperialisten“ und die „Peking-Reaktionäre“. Die einen seien für die „Folgen des Krieges“ verantwortlich, die anderen hätten unter den 1,2 Millionen Vietnam-Chinesen eine „Fünfte Kolonne“ aufgebaut, um den Einmarsch vom Februar dieses Jahres vorzubereiten.

Ein angebliches Mitglied dieser wahnhaften „Spionage- und Kommando-Truppe“ ist der Friseur Heng Vuong Dong, ein Chinese, der unter dem Diem-Regime zwangsnaturalisiert wurde. In Pulau Bidong berichtet er, was ihm angetan wurde: „Während der Cholon-Kampagne in der Nacht vom 24. März 1978 (der Zerstörung des chinesischen Wohn- und Geschäftsviertels von Saigon) wurde mein Haus durchsucht und mein ganzer Besitz beschlagnahmt. Meine Frau und ich wurden acht Monate lang eingesperrt. Anschließend konnte ich nur mit einem Sohn fliehen; meine Frau und drei Kinder sind noch in Vietnam.“

Die Gespräche auf Pulau Bidong lassen keinen Zweifel, daß das Hanoi-Regime, einst revolutionärer Götze der westlichen Jugend, seit vorigem Frühjahr versucht, Vietnam „chinesenrein“ zu machen — und dabei noch gut verdient — 1000 bis 3000 Dollar pro Person. Wahr-

scheinlich hat der Menschenhandel sogar den Kohleexport, einst Vietnams Hauptdevisenquelle, überholt.

General Saiyud Kerdphol, Chef des thailändischen Generalstabes, sieht in diesem Geschäft eine „rassistische Vertreibungspolitik, die dem Verhalten der Nazis im Zweiten Weltkrieg gleicht“.

Und die „US-Imperialisten“, die für die „Kriegsfolgen“ verantwortlich sein sollen?

Dazu bemerkt ein amerikanischer Diplomat in Kuala Lumpur: „Während des Vietnamkrieges gab es keine *boat people*“.

Indirekt gibt auch Hanoi Botschaftssprecher Tran Le Duc zu, daß diese Flut möglicherweise andere Ursachen hat. „Wir wollen eine Konsumgesellschaft in eine Produktionsgesellschaft umwandeln, und es gibt Vietnamesen, die sich nicht an die neue Ordnung anpassen können.“

Nguyen Dinh Ngoc, eine 28 Jahre alte Ärztin in Pulau Bidong, beschreibt ihre vietnamesischen Anpassungsschwierigkeiten so: „Ich habe Vietnam verlassen, weil ich nicht mehr frei in meinem Beruf arbeiten konnte. Alle medizinischen Entscheidungen wurden von einem kommunistischen Kaderausschuß getroffen. Medizinische Erwägungen wurden politischen Prioritäten unterworfen. Politische Privilegien bestimmten die Verteilung von knappen Medikamenten. Auflehnung hätte zu Berufsverbot, wahrscheinlich zur Verbannung geführt.“

Hanoi hat mittlerweile erkennen müssen, daß der Strom der *boat people* seine eigene politische Position im südostasiatischen Raum unterchwemmt hat. Malaysia hat sein technisches Hilfsprogramm (wie Bonn eine geplante Finanzhilfe) für Vietnam längst eingefroren, und die fünf Länder des ASEAN-Paktes stocken ihre militärischen Arsenale auf.

Seit Juni wollen die Erben von Ho Chi Minh zwar für eine „ordentliche Ausreise der Chinesen sorgen“, aber nur im Dienste der „Familienzusammenführung und anderer humanitärer Erwägungen“, — und wenn bereits Visa aus den Empfängerländern bereitstehen.

Will Hanoi nun dem Westen den Schwarzen Peter zuschieben? Vorläufig scheint sich das Regime darauf zu beschränken, die nasse Grenze abzuriegeln: Am letzten Wochenende nahmen vietnamesische Schnellboote zwei deutsche Schiffe, die „Alexanderturm“ und die „Norderitor“ unter Beschuß, als sie zwei Flüchtlingsboote in Richtung Singapur abschleppten. Die „Norderitor“ wurde mitsamt den beiden Booten in vietnamesische Gewässer zurückgeschleppt.

In Pulau Bidong schreiben derweil verzweifte Menschen Hilfebriefe in alle Welt und warten auf das tägliche Boot mit dem Trinkwasser. Das Hospitalschiff *Ile de Lumière* lichtete am Mittwoch seine Anker. Die ersten Patienten sind bereits in ein neues Krankenhaus verlegt worden. Die Wände sind aus Holz, nicht aus Pappe: Hier wird neuerdings auf Dauer gebaut.

Auf dem Steg in der Lagune werden mir die letzten Briefe in die Hand gedrückt. Pulau Bidong löst sich langsam im warmen Dunst des süddinesischen Meeres auf, aber der Gestank von

958306

Kot und Urin bleibt in den Kleidern und im Haar stecken.

Die *Ile de Lumière* nimmt Kurs auf die Anambas-Inseln nordöstlich von Singapur. Auf diesen gotterlassenen Flecken hausen seit Monaten 30 000 Vietnam-Flüchtlinge. Man hatte sie ver-gessen. Zeugen, die sie gesehen haben, sagen: Sie hocken apathisch am Strand. Ein Flugzeugpilot, der die Insel überflog, sah ein Schriftzeichen im Sand: „Food“, das heißt: Essen.

Ruth Herrmann über Ernst Albrechts Vietnamesen in Niedersachsen
 Bitte gefördert, schnell
 und zusammenhalten

Zuflucht, keine Heimat

958307

Seit 1978 hat die Bundesrepublik 3438 Indochina-Flüchtlinge, die meisten aus Südvietnam, aufgenommen: Das sind nur ein Prozent aus der großen Schar jener Menschen, die ihrer politischen Überzeugungen oder ethnischen Herkunft wegen in den letzten fünf Jahren von den neuen kommunistischen Herrschern zumal Vietnams vertrieben worden sind.

Die traurige TV-Saga der *Hai Hong*, eines abwrackreifen Frachters mit 2500 Vietnamflüchtlingen an Bord, hatte kurz vor Weihnachten 1978 den niedersächsischen Ministerpräsidenten Albrecht bewegt, 1000 der hilflosen Passagiere in seinem Land aufzunehmen.

Nach einigen Monaten in Auffangheimen leben 852 Vietnamesen, in der Mehrzahl Angehörige der chinesischen Minderheit ihres Landes, heute in Gruppen verteilt in kleineren Gemeinden und Städten Niedersachsens. Die restlichen 148 Flüchtlinge sollen im September eigene Wohnungen erhalten. Die Hilfsmaßnahmen haben das Land bisher 8 Millionen Mark gekostet. Doch hinter den Zahlen stecken die Leistungen der Gemeinden, die nicht statistisch erfassbar sind.

Da ist zum Beispiel Westerstede im Ammerland zwischen Oldenburg und Wilhelmshaven (17 000 Einwohner). Westerstedes Bürgermeister hatte sich bereit erklärt, 20 bis 30 chinesische Vietnamflüchtlinge unterzubringen. Doch einen — notwendigen — Dolmetscher wollte die Regierung erst für 50 Flüchtlinge bereitstellen. So wurden es denn neun Familien — 49 Menschen —, die Ende April in Westerstede ankamen. Ein vom Land angestellter Übersetzer, Dr. Van-Thinh Nguyen, ehemals tätig an der südvietnamesischen Botschaft in Bonn, zog ebenfalls in die Kleinstadt um und erweist sich heute als unentbehrlicher Helfer, denn keiner der Fremden beherrscht wirklich Englisch oder Französisch, geschweige denn Deutsch.

Die 27 Erwachsenen, 19 Schul- und Berufsschulpflichtigen, dazu drei Kleinkinder, haben außer ihrer Erleichterung, gelandet zu sein, nichts mitgebracht.

Die Hauptlast der so entstandenen, zusätzlichen Arbeit, angefangen von der Wohnungsbeschaffung und -ausstattung bis zur Erledigung alltäglich neu auftretender Sorgen und Wünsche der Vietnamesen, trägt der Leiter des städtischen Sozialamtes, Herr Engels. Er ist ein alter Westersteder, und so kommt ihm zugute, daß er jeden und jeder kennt. Das fördert die Bereitschaft seiner Mitbürger, selber aktiv zu helfen.

Sein Aufruf, Wäsche und Möbel zu spenden, war erfolgreich; die Bürger von Westerstede zeigten eine nicht unfreundliche Einstellung zu ihren

exotischen Gästen. Ihre Kinder spielen mit den zierlichen, schwarzhaarigen Kleinen aus der tropischen Ferne und die Hausfrauen helfen den Frauen bei jenen in Fernost zwar unbekanntem, hierzulande aber hochwichtigen Dingen — dem Anbringen von Gardinen.

Drei vietnamesische Familien leben in guten Altbauwohnungen, die übrigen haben Reihenhäuser und Wohnungen mit allem Komfort in einem Neubaugebiet bezogen. Kühlschränke sind selbstverständlich, und wer eine Waschmaschine braucht, bekommt eine. Die Mieten — zwischen 350 und 450 Mark — behält die Stadt von der Sozialhilfe ein. Einer Familie mit sechs Personen bleiben dann rund 1200 Mark zum Leben. Einmalig 1000 Mark extra, aus einer Sonderspende, bekommt jede Familie demnächst aus Hannover.

Selber Geld verdienen darf vorläufig noch keiner der Vietnamesen; denn vor die Arbeit haben die Behörden das Lernen gesetzt. „Sieben Tage nach Ankunft hat der Deutschunterricht zu beginnen“, hatte die Regierung in Hannover bestimmt. Neunhundert Deutschstunden sind Pflicht.

Seit dem 1. Mai sitzen in der Kreisvolkshochschule die Erwachsenen von acht bis 13 Uhr auf der Schulbank. Zumal die Jüngeren, die möglichst bald verdienen wollen, lernen eifrig. Die Älteren und Alten aber bemühen sich gar nicht erst; sie sitzen gähnend in den hinteren Reihen die Stunden ab. So führen sie dem Lehrer vor, daß sich für sie das Lernen erübrige, da sie sowieso — nach fernöstlicher Sitte — von ihren Kindern ernährt werden würden.

Die Schulpflichtigen unter den Vietnamesen gehen in die regulären Schulen — auf die Klassen verteilt nach Können, nicht nach ihrem Alter.

„An alles hat der Dr. Albrecht in Hannover gedacht, nur nicht an die Kinder“, höre ich in Westerstede. Als dekretiert wurde, der Unterricht für die Eltern habe sieben Tage nach ihrer Ankunft anzufangen, fragte man sich in Westerstede, wo denn unterdessen die kleinen Kinder bleiben sollten. Irgendwie wurde es dann zuwege

gebracht, daß sie in Kindergärten kamen. Vergessen hat die Regierung auch, daß für die Schulkinder Lehrer fehlten. Inzwischen sind zwei zusätzliche Lehrkräfte bewilligt worden.

Schwierigkeiten ohne Zahl sind gleichwohl geblieben, und ohne die Initiative einzelner können sie niemals bewältigt werden.

Da traf es sich zum Beispiel gut, daß die Sonderschullehrerin Berkenbrink eine Tante in Leipzig hat, die ihr Sesam-Bonbons mit der Aufschrift „Made in Vietnam“ geschickt hatte. Die Lehrerin: „Ich dachte mir, daß auf dem gleichen Wege wie die Bonbons vielleicht auch ein deutsches-chinesisches Wörterbuch zu beschaffen sei. Ein Wörterbuch ist doch wohl das mindeste, was wir für den Unterricht brauchen.“ (Sie bekam es, und sie kann also für die, die lesen können, ein deutsches Wort aufschlagen und auf die chinesischen Schriftzeichen zeigen.) Doch insgesamt gleicht der Versuch, die fremden Kinder zu unterrichten, gewiß noch lange dem Wasserschöpfen mit einem Sieb.

958308

Manches aber stimmt schon hoffnungsvoll.

An der Tür ihres Westersteder Reihenhauses begrüßt mich Frau Huynh mit: „Wie geht es Ihnen?“ Sie hat vier Kinder. Ihr Ältester, neun Jahre alt, müht sich gerade damit ab, die Namen seiner Familie und der Nachbarsfamilien (alle drei- bis vierteilig und für ihn in lateinischen Buchstaben nicht einfach) für die Haustüren auf einem kleinen Prägeapparat einzudrücken. Es gelingt leidlich. Seine Mutter zeigt mir ihr Schulheft mit Vokabeln und Redensarten. Links Deutsch, rechts, doppelt bis dreimal so lang, dasselbe in chinesischer Schrift.

Frau Huynh wird es in Deutschland wohl schaffen — bis zum Dezember sollen die Er wachsenen ihre neunhundert Deutschstunden absolviert haben. Dann muß das Sozialamt für 27 Vietnamesen — unter ihnen 14 Frauen — Arbeitsplätze finden.

„Da gibt es Probleme“, fürchtet Amtsleiter Engels schon jetzt. „Was mache ich zum Beispiel mit den Studentinnen und Abiturientinnen? Angemessene Tätigkeiten können sie kaum finden. Erst einmal in die Textilfabrik im Nachbarort?“

Noch aber sind die neunundvierzig in Wester stede zufrieden und wohlgemut, Hauptsache gerettet, gelandet.

Materiell und gesundheitlich werden sie versorgt sein. Doch zwischen Heimat und Zuflucht liegt ein himmelweiter Unterschied — dieses Land ist nicht für sie gemacht. Deutschland bleibt für Vietnams *boat-people* von 1978 ein Rettungsboot auf festem Boden, mehr nicht. 11 □

Andreas Kohlschütter interviewt den UN-Hochkommissar Poul Hartling:

Ich habe keine Divisionen

Zeit: Wie reagiert der UN-Hochkommissar für Flüchtlingsfragen auf die jüngste Deportation und Zwangsvertreibung von rund 100 000 Indochina-Flüchtlingen aus Thailand und Malaysia?

Hartling: Noch nie zuvor in der Geschichte unserer Organisation war das humanitäre Grundprinzip der Nichtabweisung größeren Aufzeichnungen ausgesetzt. Selbst das Recht auf vorübergehendes Asyl wurde ja diesen Menschen verweigert. Trotz meiner wiederholten Aufrufe an die beiden Regierungen, daß wir bereit und in der Lage seien, auch noch diese Flüchtlinge in unsere UN-Lager aufzunehmen, für ihren Unterhalt zu sorgen sowie ihre Neuansiedlung zu organisieren. Unter den nach Kambodscha Zurückgeführten oder aufs Meer Zurückgetriebenen waren viele, die ohne weiteres mit ihren in verschiedenen Aufnahmeländern bereits ansässigen Familien hätten zusammengeführt werden können.

Zeit: Wie können Sie weitere Vertreibungen verhindern?

Hartling: Es stehen mir nur drei Wege offen. Ich kann mit Überredungskraft versuchen, die betreffenden Regierungen von weiteren solchen Aktionen abzuhalten. Ich kann protestieren, falls sie sich dennoch nicht abhalten lassen. Und ich kann an die Hilfsbereitschaft der übrigen Staaten appellieren, damit die unmittelbar betroffenen, wiederholt belasteten Auffangländer entlastet werden. Aber ich verfüge über keine Divisionen, um meine Vorstellungen durchzusetzen.

Zeit: Warum entschlossen sich Thailand und Malaysia zu diesen drakonischen Maßnahmen?

Hartling: Es wurde ihnen einfach zu viel. Dem seit März dieses Jahres lawinenartig anschwellenden Flüchtlingsstrom waren auch wir kaum mehr gewachsen. Es war uns gelungen, in den letzten zwölf Monaten für 125 000 Flüchtlinge, also für über 10 000 monatlich, eine permanente Bleibe zu finden. Das war eine Rekordleistung und kam einer Verdoppelung unserer früheren Kapazitäten gleich. Aber es genügte nicht mehr.

Zeit: Sind Sie ganz machtlos oder können Sie auf Hanoi einwirken, den Flüchtlingsstrom zu dämmen?

Hartling: Ende Mai haben wir mit der Regierung in Hanoi ein Memorandum ausgehandelt

über die Errichtung einer Luftbrücke zur geordneten Ausreise von Vietnamesen, die das Land verlassen wollen. Zum Zweck der Familienzusammenführung oder aus anderen humanitären Gründen. Vor einigen Tagen ist die erste Maschine mit 138 Vietnamesen an Bord nach Bangkok ausgeflogen.

Zeit: Wie viele solcher Flüge sind vereinbart worden und wie viele Flüchtlinge erwarten Sie auf dem Luftweg?

Hartling: Es gibt da keinerlei Begrenzungen. Alles hängt davon ab, wie viele Vietnamesen sich zur Ausreise melden, wann uns Hanoi diese Namenslisten zustellt und vor allem wie viele Einreisevisa wir in den Niederlassungsländern erhalten. Zur Zeit stehen uns rund 10 000 solcher Einreiseerlaubnisse zur Verfügung.

Zeit: Wäre es nicht das beste, die Indochina-Flüchtlinge in der südostasiatischen Zone und nicht in Ländern anzusiedeln, die ihren Lebensgewohnheiten völlig fremd sind?

Hartling: Das beste wäre, sie in ihre Heimat, Dörfer und Familienkreise zu repatriieren. Das kommt indes nicht in Frage, nachdem diese Menschen ihr Leben aufs Spiel setzten, um den ihnen unerträglich gewordenen Verhältnissen zu entkommen. Die zweitbeste Lösung wäre in der Tat die Ansiedlung im südostasiatischen Raum. Angesichts der Flüchtlingsmassen sowie der in dieser Region bestehenden sozialen und politischen Spannungen wird dies nur für eine geringe Zahl zu schaffen sein.

Zeit: Teilen Sie die Befürchtungen vieler ihrer leitenden Beamten, daß die noch für Ende Juli geplante UN-Konferenz über das Flüchtlingsproblem Südostasiens zu einem politischen Schlachtfeld werden und die Problemlösung eher erschweren könnte?

Hartling: Frau Thatcher hat den UN-Generalsekretär aufgefordert, eine solche Konferenz einzuberufen und er sagte zu. Der Generalsekretär bestimmt über den Konferenzablauf und auch darüber, wer überhaupt eingeladen wird. Es ist seine, nicht meine Konferenz. Entscheidend für ihren Erfolg wird sein, daß sie sich einzig und allein auf den humanitären Aspekt des Problems beschränkt.

AA